Filmkritik

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **31 (1979)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Noch selten habe ich in meinem Leben so die Verpflichtung eines Einsatzes erlebt und die innere und äussere Unmöglichkeit, es nur bei Worten, und wären es die stärksten, frömmsten, eindrücklichsten, bewenden zu lassen, ohne dass sie zur Tat werden. Fruchtlose Geschwätze sind faule Eier. Forderungen ohne eigene Leistungen und Opfer sind Gemeinheiten. Schönste Programme ohne aktive Verwirklichung bleiben Hirngespinste. Worte des Glaubens, Worte der Verantwortung, Worte von Gewissen sind immer verpflichtend.
In jenen Tagen warteten Zehntausende jenseits unserer Schweizer Grenzen in unbeschreiblicher Todesangst. Die Todeszüge der Deportationen rollten mit ihrer furchtbaren Menschenfracht in Güterwagen durch Europa in den Osten, aus dem nicht das Licht kam, sondern Finsternis, und in dem die Krematorien rauchten zur Verbrennung der täglichen Vergasungsopfer: «Belcec, an der Chaussee und Bahnstrecke Lublin–Lemberg, Höchstleistung 15000 Personen pro Tag; Treblinca, 120 Kilometer nordöstlich von Warschau, Höchstleistung 25000 Personen pro Tag; Sobibor, in Polen, 20000 Personen Höchstleistung pro Tag, und Maidanek bei Lublin in Vorbereitung», offenbarte am 17. August 1942 der SS-Gruppenführer Globocnek dem Aussenseiter des Widerstandes der evangelischen Kirche gegen Hitler, Kurt Gerstein, dem Gewährsmann für Hochhuths «Stellvertreter». Paul Vogt

FILMKRITIK

The Deer Hunter (Die durch die Hölle gingen)

USA 1978. Regie: Michael Cimino (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/119)

I.
Die Gemüter scheiden sich an diesem Film. In den Vereinigten Staaten ist er eben mit fünf Oscars ausgezeichnet worden, den Russen war er Anlass, sich samt ihren getreuen Satelliten von den Berliner Filmfestspielen zurückzuziehen, weil er angeblich «eine Beleidigung des heroischen Volkes von Vietnam» darstelle (Editorial in ZOOM-FB 5/79). Michael Ciminos «The Deer Hunder» ist offensichtlich ein Politikum und als solches besonders stark Missverständnissen ausgesetzt – Missverständnissen, die ihre tiefere Ursache in der Perspektive des Betrachters haben, die aber zweifellos auch die Folge der Unkenntnis dessen sind, was eine Hollywood-Grossproduktion zu leisten imstande ist und beabsichtigt. Anders herum ausgedrückt: Wer mit dem (nicht selten überheblichen und deshalb auch nicht ganz ungefährlichen) europäischen Intellektuellenverstand an den Film herangeht und von diesem eine tiefschürfende Analyse der Fragwürdigkeit amerikanischer Interventionspolitik in Vietnam erwartet, sitzt von vornherein auf dem falschen Dampfer und wird sich wahrscheinlich grün und blau ärgern. Viele Kritiken, vorab deutsche, aber auch einige schweizerische, sind aus diesem Blickwinkel heraus geschrieben worden. Bei allem Bedenkenswerten, das sie enthalten, können sie dem Film nicht gerecht werden, weil Ciminos Absicht eine ganz andere, dem traditionellen amerikanischen Filmschaffen viel verwandtere ist.
Obschon sich Michael Cimino selbstverständlich um die kritische Aufarbeitung jüngster amerikanischer Geschichte bemüht, tut er dies keinen Augenblick lang auf der Ebene der intellektuellen Hinterfragung. Er versucht vielmehr, seine Botschaft – die Zerstörung des Menschen durch den Krieg – über die Ansprechung von Emotionen an ein breites Publikum zu bringen. So lange dabei mit der Wahrheit korrekt umgegangen und dadurch die Glaubwürdigkeit gewahrt wird, ist dies ein durchaus legitimes Unterfangen. Dass sich mit ihm unter Umständen gar eine grundsätzlichere und vor allem breitere Auseinandersetzung erzielen lässt, ist eben in der BRD zu einer

wichtigen Erfahrung geworden: Mehr als es alle noch so eindrücklichen und sorgsam zusammengestellten Dokumentarfilme über die Judenvernichtung vermochten, löste die wohl an der Wirklichkeit orientierte, aber in jeder Phase fiktive Fernsehserie «Holocaust» eine tiefgreifende Diskussion um die deutsche Schuldfrage aus. Nach bewährtem und längst erprobtem Hollywood-Muster wurde das Publikum in dieser amerikanischen Serie über den Weg der Identifikation, die noch immer wirksamer über die Gefühlswelt als den Intellekt erzielt wird, angesprochen. Mit eben diesen Möglichkeiten der Identifikation schafft auch Cimino eine Betroffenheit, der man sich nur schwer entziehen kann, falls nicht ein ideologisches Brett vor dem Kopf den Zugang zum Film von vornherein verhindert.

II.

Um der Wirklichkeit nahe zu bleiben, nimmt Cimino einen ganz bestimmten Blickwinkel ein. Er reflektiert die Folgen des amerikanischen Engagements in Vietnam am Beispiel einer Gruppe von Stahlarbeitern aus Clairton, einer trostlosen Industriestadt. (Clairton existiert in Wirklichkeit nicht. Cimino hat den Ort vielmehr aus Versatzstükken mehrerer Industriestädte zusammengebaut und damit ein besonders typisches, vielleicht auch überhöhtes Bild von der Trostlosigkeit einer solchen Stadt entworfen.) Michael, Nick, Steven, Stan, Axel heissen fünf Freunde, deren einfaches Leben sich zwischen Stahlöfen, einer Bierkneipe, Autos sowie ihrem grossen Vergnügen, der Hirschjagd (the deer hunter = der Rotwild-Jäger) in den nahegelegenen Bergen abspielt. Gemeinsam ist ihnen, dass sie slawischer Herkunft sind und mit ihren Verwandten und Bekannten in einer scheinbar noch intakten Gemeinschaft leben. (Auch damit stellt Cimino etwas Exemplarisches dar, besteht doch die Bevölkerung der Vereinigten Staaten fast ausschliesslich aus Einwanderergruppen. Die Urbevölkerung des Kontinents ist in Reservate verdrängt worden.)

In der ersten Stunde des Films wird sehr viel Zeit verwendet, das Milieu der Stahlarbeiter und damit auch der Gemeinschaft zu schildern. Nicht dass das Leben in Clairton eine Idylle wäre: Das verhindert schon die harte Arbeit, und auch das Freizeitangebot bleibt beschränkt. Mit Bier, Billard und deftigen Sprüchen vertrödeln sich die fünf Freunde die Zeit nach Arbeitsschluss, Tätigkeiten, denen die Kamera von Vilmos Zsigmont mit nicht geringerer Intensität nachgeht als der tristen Landschaft ohne optische Reize, in der das Leben dieser Menschen stattfindet. Allerdings: Für Michael (Robert De Niro), Nick (Christopher Walken) und Steven (John Savage) gewinnt das Alltägliche etwas Besonderes. Sie müssen davon Abschied nehmen, weil sie in die Armee eingezogen wurden, nach Vietnam müssen. Letzter Arbeitstag: «Leg auch für mich ein paar Vietcongs um», gibt ein Arbeitskollege, der zurückbleiben muss, einem der zukünftigen Soldaten ziemlich gedankenlos als Wunsch mit auf den Weg. Zum letztenmal in der Kneipe: Gegenseitige Sticheleien und herbe Männerbräuche, ausgelassene Fröhlichkeit und Bierdunst beherrschen die Szene wie immer. Angst vor dem Krieg hat eigentlich keiner, und keiner weiss auch etwas Genaueres darüber, was sich im fernen Südostasien wirklich abspielt. Wahrscheinlich will es auch keiner wissen. Vertraut wird auf herbe Männlichkeit und auf die militärische Überlegenheit. Passieren kann ja eigentlich nichts.
Kurz vor der Abreise heiratet Steven noch Angela (Rutanya Alda), die ein Kind erwartet. Der Trauung nach russisch-orthodoxem Zeremoniell folgt eine feucht-fröhliche Feier, eine Huldigung an altes Brauchtum so gut wie an die neue Heimat, der man sich verpflichtet fühlt. Für dieses Land ziehen die drei Stahlarbeiter in den Krieg, und das ist eine Ehrensache. Gerade in dem subtil dargestellten Spannungsfeld von Verwurzelung in der alten und restloser Hingabe an die neue Heimat erhebt sich unterschwellig erstmals die Frage nach dem Sinn des Engagements dieser Leute. Noch aber sind es nicht die Betroffenen, die diese Frage stellen. Für sie bleibt der Krieg ein Spiel mit hohem Einsatz, ähnlich wie die wilde Autofahrt mit dem Überholen des Truckers, die den Zuschauer gleich zu Beginn des Films in Atem hält. Ihre Orientierung holen sie sich eher auf der Hirschjagd, dem Männlichkeits-Ritus par excellence: Hier, wo die am Arbeitsplatz längst verlorene Freiheit und Unabhängigkeit wenn auch nur temporär wieder aufersteht, wo es gilt, den Hirsch mit dem ersten Schuss zur Strecke zu bringen, schöpfen die fünf Freunde ihren Glauben an das gute Amerika. Dass der Hirsch tatsächlich nach dem ersten Schuss fällt – Michael, der sich in der Gebirgswelt unheimlich selbstsicher bewegt und in seiner sachlichen Gelassenheit an die Idealfigur eines Westerners, eines legendenumwobenen Pioniers erinnert, hat ihn angebracht –, wird als gutes Omen erachtet. Der vergossene Wein, der sich an der Hochzeit wie Blut auf dem schneeweissen Brautkleid ausbreitet, wird als Zeichen bevorstehendes Unheils nicht wahrgenommen.

III.
Nicht ohne Absicht zeichnet Cimino die Jagdszenen im Gebirge in einer Weise, die den Zuschauer ehrfürchtig frösteln lässt. Die geradezu kitschigen Bilder der hehren Bergwelt, in der die fünf Freunde, die sich noch kurz zuvor gehänselt und gestritten haben, voll aufgehen, werden mit orthodoxer Choralmusik untermalt. Die Mühsal des Alltags ist wie weggeblasen, und es tritt ein ideales Amerika der unbeschreiblichen Weite, Freiheit und Gefühligkeit hervor: das Land mit den unendlichen Möglichkeiten für den Tüchtigen, das Land in dem sich altes Brauchtum und Traditionen mit einem neuen Lebensstil verschmelzen lassen, das Land, für das zu kämpfen sich lohnt. Und gerade hier, nach diesem Exkurs ins Erhaben-Gefühlige, der alle Realität wegzuwischen und im Edelkitsch zu ertrinken droht, überrascht Cimino den Kinobesucher mit einem brutalen Schnitt.
Die Idylle nimmt ein geradezu gewalttätiges Ende, und ohne langes Federlesen versetzt der Regisseur Michael, Nick und Steven mitten in den vietnamesischen Dschungel, wo sie Zeugen und Betroffene brutalster Exzesse eines dreckigen Krieges werden: Ohnmächtig müssen sie zusehen, wie die Einwohner eines Dorfes,

Frauen, Kinder und Männer, auf gemeinste Weise ausgerottet werden und wie eine das Massaker überlebende, schwer verletzte und verstörte Frau mit ihrem Kleinkind auf dem Arm kaltblütig umgebracht wird. Und nur kurze Zeit später sehen sie sich selber der Grausamkeit des Krieges ausgeliefert. Zwar entkommen sie als Kriegsgefangene den unter Wasser stehenden Tigerkäfigen, entkommen auch ihren Bewachern, zu deren perversen Unterhaltung sie mit einem Trommelrevolver russisches Roulette spielen müssen – eine Szene, in der Cimino zwanzig Minuten lang und damit bis zur Unerträglichkeit ausdrückt, wie der Krieg die Menschen zerstört, indem er ihnen jedes Mitgefühl, jede Achtung vor dem Leben und den Sinn für Nächstenliebe raubt. Was bleibt, ist eine enthemmte Bestie, die ihre Sinne nur noch auf das eigene Überleben und auf Beute ausrichtet.
Dem russischen Roulette – dem «Spiel» mit dem Trommelrevolver, von dessen sechs Kammern nur eine geladen wird und den man sich an die eigene Schläfe setzt – begegnet man im Film noch ein weiteres Mal. Nick, der die entsetzlichen Kriegserlebnisse psychisch nicht verkraftet und das Glück wie eine Sucht immer und immer wieder herausfordern muss, verdingt sich als Wettobjekt in einer Spielhölle des bereits vom Untergang gekennzeichneten Saigon. Abend für Abend setzt er den Revolver an die Schläfe, immer tiefer dem Wahnsinn verfallend. Das russische Roulette wird in «The Deer Hunter» zum Sinnbild der absoluten und absurden Sinnlosigkeit des amerikanischen Einsatzes in Vietnam, zum Zeichen aber auch der totalen moralischen und ethischen Zerstörung des Menschen durch den Krieg, zum Symbol der Entmenschlichung. Nicks Tod ist vorprogrammiert. Er wird im Sarg in die Heimat zurückkehren. Steven sieht sie als Beinamputierter wieder. Michael schliesslich, äusserlich intakt, ist in seiner Seele zutiefst verwundet; er ist durch den Krieg ein anderer Mensch geworden. Cimino zeigt diese Veränderung sehr sorgsam: Michael, der als Held gefeiert werden soll, schleicht sich durch die Hintertüre in sein Heim. Er, der einst so Kontaktfreudige, weicht allen Begegnungen aus. Seine so selbstsichere Haltung, seine Ausstrahlung von Männlichkeit, hat er eingebüsst: Den Hirsch, den er wiederum im Visier hat, lässt er ziehen. Das ist nicht einfach eine Metapher für Michaels neue Einstellung zum Töten, sondern auch und vor allem ein Gleichnis für die Zerstörung von Michaels Glauben an seine Männlichkeit durch die Kriegserlebnisse, für ein in sich zusammengebrochenes Weltbild. Darüber hat es in den Vereinigten Staaten unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg schon einmal einen Film gegeben: William Wylers *«The Best Years of Our Lives»* (1946). Wie in «The Deer Hunter» erkannten schon damals die heimkehrenden Helden, dass sie im Krieg die besten Jahre ihres Lebens vertan hatten.
«God bless America» singen Michael und seine Freunde nach Nicks Beerdigung bei Rührei und Kaffee. Man könnte dies angesichts der Ereignisse, die vorausgegangen sind, als eine Geschmacksverirrung, wenn nicht gar als eine Form von Blasphemie betrachten, wiese nicht die Inszenierung einen anderen Weg: «Gott beschütze Amerika» erhält durch die besondere Situation, in der das Lied gesungen wird, einen doppelten Sinn, schliesst ebenso die Bitte um Beistand für die mit schwerer Schuld beladene Nation ein, wie es einen Neuanfang signalisiert. Durch die Kraft ihrer Freundschaft das Leben unter anderen Voraussetzungen noch einmal von vorne beginnen zu können, bietet sich den noch jungen, aber aller Illusionen beraubten, innerlich wie äusserlich versehrten Menschen als einzige Hoffnung an, und sie klammern sich fast krampfhaft daran fest.

IV.

Ohne auf die Vorwürfe, die an diesen Film von verschiedenster Seite her gerichtet werden, näher einzutreten, wird man eine Betrachtung zu «The Deer Hunter» nicht abschliessen können. Am schwersten wiegt die Beschuldigung, der Film weise rassistische Züge auf und beleidige das vietnamesische Volk, indem er beispielsweise die Greueltaten der amerikanischen Soldaten den Vietcongs in die Schuhe schiebe. Es gibt eine Reihe von Bildern, die eine solche Argumentation entkräften, wenn man

KURZBESPRECHUNGEN

39. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» **2. Mai 1979**

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Agatha (Das Geheimnis der Agatha Christie) 79/117

Regie: Michael Apted; Buch: Kathleen Tynan; Kamera: Vittorio Storaro; Musik: Johnny Mandel; Darsteller: Vanessa Redgrave, Dustin Hoffman, Timothy Dalton, Helen Morse, Tony Britton u. a.; Produktion: Grossbritannien 1978, Warner Bros., London, 104 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

«Agatha» rekonstruiert in fiktiver Interpretation die Geschehnisse in jenem Dezember 1926, in welchem die berühmte Agatha Christie nach einem Ehekrach wie vom Erdboden verschwand und während elf Tagen unauffindbar blieb. Vanessa Redgrave und Dustin Hoffmann spielen ein liebenswertes ungleiches Paar in diesem reizvollen Film, der spannender Krimi nach bester Agatha-Christie-Manier und zarte Liebesgeschichte in einem ist. Delikat wie englisches Teegebäck. →9/79

E Das Geheimnis der Agatha Christie

Breakthrough (Steiner – Das eiserne Kreuz II) 79/118

Regie: Andrew V. MacLaglen; Buch: Peter Berneis, Tony Williamson, Dagobert Lindau; Kamera: Tony Imi; Musik: Peter Thomas; Darsteller: Richard Burton, Rod Steiger, Robert Mitchum, Helmut Griem, Klaus Löwitsch, Horst Janson, Curd Jürgens u. a.; Produktion: BRD 1978, Palladium/Rapid (Wolf C. Hartwig), 111 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Feldwebel Steiner bewährt sich nach Sam Peckinpahs Ostfront-Bericht diesmal an der zusammenbrechenden Westfront als smarter und integrer Kämpfer. Natürlich kommt dieser zweite Teil nicht an den vollgepackten ersten des Action-Spezialisten Peckinpah heran. Zudem sind die einzelnen, von Stars dargestellten Charaktere bis zur Charge typisiert. Der ambitionslose Kriegs-Unterhaltungsfilm mit viel Pulverdampf und Panzergedröhn bietet in seiner unglaubwürdigen Abenteuerlichkeit nicht die Spur einer Erhellung der Hintergründe und Zusammenhänge des Zweiten Weltkrieges.

E Steiner – Das Eiserne Kreuz II

The Deer Hunter (Die durch die Hölle gingen) 79/119

Regie: Michael Cimino; Buch: Deric Washburn, M. Cimino; Kamera: Vilmos Zsigmond; Musik: Stanley Myers; Darsteller: Robert De Niro, John Savage, Christopher Walken, John Cazale, Meryl Streep, George Dzundza, Chuck Aspergren u. a.; Produktion: USA 1978, Universal/EMI, 183 Min.; Verleih: Majestic Films, Lausanne.

Am Beispiel junger amerikanischer Stahlarbeiter, die aus Arbeit und Alltag herausgerissen und in den Krieg nach Vietnam geschickt werden, zeigt Michael Cimino die schweren psychischen und physischen Folgen, die Verzweiflung und Entmenschlichung hüben und drüben schonungslos auf. Die unbeschreibliche Härte gewisser Szenen ist nie bloss auf dramaturgischen Effekt ausgerichtet, sondern löst Entsetzen aus. «The Deer Hunter» ist ein Film über die Zerstörung des Menschen durch den Krieg. →9/79

E★ Die durch die Hölle gehen

TV/RADIO-TIP

Samstag, 5. Mai

10.00 Uhr, DRS II (Stereo)

Immer nur lächeln

Hörspiel von Markus Michel. Unter der Regie von Amido Hoffmann spielen Maria-Magdalena Thiesing, Wolfgang Schwarz und Gudrun Erfurth. – «Immer nur lächeln» schildert das Leben des Dienstmädchens Rosa, das 50 Jahre im Haushalt des Herrn Oberst dienen wollte, aber im 49. Jahr ins Altersheim geschickt wurde. Der Tod des Obersten ist der Angelpunkt, von dem aus der Autor die Geschichte vorwärts zu ihrem Ende und rückwärts zu ihrem Anfang führt. Erinnerungsfetzen stehen neben Träumen. Die einzelnen Szenen sind Steinchen zu einem Lebensmosaik, das sich jeder Hörer selbst zusammensetzen kann. (Wiederholung am Freitag, 11. Mai, 20.05 Uhr, DRS II.)

23.05 Uhr, ZDF

The Tin Star (Stern des Gesetzes)

Spielfilm von Anthony Mann (USA 1957), mit Henry Fonda, Anthony Perkins, Betsy Palmer. – Dieser Film versucht deutlich zu machen, wie schwierig das Amt des Sheriffs in der Pionierzeit im Westen der Vereinigten Staaten war, indem er erzählt, wie ein junger, unerfahrener Sheriff durch einen älteren Kollegen sein Selbstvertrauen wieder gewinnt. Psychologisch fein gegliederter Wildwester ganz eigener und überdurchschnittlicher Art.

Sonntag, 6. Mai

08.30 Uhr, DRS II

Jesus im Film

«Jesus im Film – zwischen Religion und Geschäft» – über dieses Thema unterhält sich Paul Briger mit Ambros Eichenberger. – Das Leben Jesu verfilmen ist als Anliegen praktisch so alt wie das Kino. Waren es zuerst Wiedergaben von Passionsspielen, kamen später vor allem die Grossproduktionen aus Hollywood dazu, in den siebziger Jahren ausmündend in «Jesus Christ Superstar» oder auch «Godspell». Andere Ansätze kommen vor allem aus dem Norden (Dreyer) oder aus Italien. «Das erste Evangelium nach Matthäus» von Pasolini wurde 1964 zum Ereignis und die «Vita di Gesù» von Zeffirelli wurde von Millionen am Bildschirm verfolgt. Jesusfilme stehen immer in einem Dilemma. Ein historischer Jesus ohne Gegenwartsbezug wird als Legende empfunden, während ein zeitgenössischer Jesus ohne Rückhalt in der biblischen Heilsgeschichte unseriös und falsch ist.

20.15 Uhr, TV DRS

Das Menschlein Matthias

Spielfilm von Edmund Heuberger (Schweiz 1941). – Siehe die ausführliche Besprechung von Rolf Niederer in der Rubrik «Film im Fernsehen» dieser Nummer.

Montag, 7. Mai

17.30 Uhr, TV DRS

Mondo Montag

Diese Sendung für Kinder von zehn bis zwölf Jahren bringt diesmal nach den Kindernachrichten den Film «Der Luftballon». Er ist ein weiterer Beitrag zu dem im März und im April im Kinderprogramm mehrfach behandelten Thema «Behinderte». Zwei Jungen treffen sich im Gewühl eines Kaufhauses. Der ungefähr neunjährige Peter ist körperbehindert und sitzt am Fuss der Rolltreppe in einem Rollstuhl. Die Blicke der vorbeikommenden Leute drücken Teilnahme, Mitleid, Neugier, Unbehagen oder Gleichgültigkeit aus. Stefan, etwa sechs Jahre alt, sieht Peter und bleibt neugierig an der Rolltreppe stehen. Die beiden kommen miteinander in Berührung. Anlass dazu ist ein Luftballon. Wird dieser Augenblick für die Jungen bedeutsam werden? Der Film zeigt ein Beispiel richtigen Verhaltens, mit dem die Unsicherheit gegenüber behinderten Altersgenossen überwunden werden kann. Die Spielhandlung ist so alltäglich und echt, dass sie Kindern ein konkretes Handlungsmuster bietet.

21.15 Uhr, TV DRS

Holocaust, Teil 1: 1935 bis 1940

Die Geschichte der Familie Weiss – eine amerikanische Fernsehserie in vier Teilen. Buch: Gerald Green; Regie: Marvin Chomski. – Siehe die Beiträge in der Rubrik «Kommunikation und Gesellschaft» dieser Nummer.

Halloween (Die Nacht des Grauens) 79/120

Regie: John Carpenter; Buch: J. Carpenter, Debra Hill; Kamera: Dean Cundey; Musik: John Carpenter; Darsteller: Jamie Lee Curtis, Donald Pleasence, Nancy Loomis, P. J. Soles, Charles Cyphers, Kyle Richards u. a.; Produktion: USA 1978, Compass International, 93 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

In der Nacht vor Allerheiligen (Halloween) ersticht der sechsjährige Michael seine ältere Schwester, die sich mit einem Freund eingelassen hat. 15 Jahre später bricht er aus der Irrenanstalt aus und kehrt an den Ort seiner Untat zurück, wo er nach mehreren Morden zwar gestellt wird, aber – als eine Art Verkörperung des Bösen – nicht umzubringen ist. Vorwiegend mit dem Stilmittel der subjektiven Kamera arbeitend, hat John Carpenter einen wirkungsvollen Horrorfilm mit intelligent dosierter Spannung und gezielten Gruseleffekten geschaffen. →10/79

E★ Die Nacht des Grauens

The Incredible Sarah (Sarah) 79/121

Regie: Richard Fleischer; Buch: Ruth Wolff; Kamera: Christopher Challys; Musik: Elmer Bernstein; Darsteller: Glenda Jackson, David Massey, Douglas Wilmer, David Langton, Simon Williams, Yvonne Mitchell, John Castle u. a.; Produktion: USA 1978, Helen M. Strauss/Reader Digest, 103 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Sarah Bernhardt ist fast nur noch als Legende bekannt; die wenigen Filmaufnahmen, die es von ihr gibt, scheinen ihrem Ruf als grösste Schauspielerin des 19. Jahrhunderts kaum gerecht zu werden. Der von Richard Fleischer routiniert inszenierte Film zeigt einige Etappen aus der Karriere dieser Frau, vermag leider nur höchst selten, trotz einer hervorragend spielenden Glenda Jackson, die Faszination, die Sarah Bernhardt als Schauspielerin und als Person auf ihr Publikum ausgeübt hat, zu vermitteln. – Ab etwa 14 möglich.

J Sarah

The Lady from Shanghai (Die Lady von Shanghai) 79/122

Regie: Orson Welles; Buch: O. Welles, in einer freien Adaption des Romans «If I Die Before I Wake» von Sherwood King; Kamera: Charles Leawton jr.; Musik: Heinz Roemheld; Darsteller: Orson Welles, Rita Hayworth, Everett Sloane, Glenn Anders, Ted de Corsia, Gus Schilling, u. a.; Produktion: USA 1946, Columbia, 86 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.
Vordergründig ein Thriller der Schwarzen Serie: Ein Matrose verfällt einer schönen und reichen Frau, wird in eine Mordsache verwickelt und findet schliesslich heraus, dass er von ihr nur als Werkzeug benutzt worden ist. Die Stärken des Films liegen im Aufbau von unheimlichen, gewaltgeladenen Stimmungen, wofür die undurchsichtige Kriminalstory nur als Vorwand dient. Seine Sozialkritik an den amerikanischen Fetischen ist zwar von beissendem Zynismus, bleibt aber letztlich im Fatalismus stecken. Nebenbei zerstörte dieser Film auch den Mythos von Rita Hayworth. →10/79

E★★ Die Lady von Shanghai

Magic (Magic – Eine unheimliche Liebesgeschichte) 79/123

Regie: Richard Attenborough; Buch: William Goldman nach seinem Roman; Kamera: Victor J. Kemper; Musik: Jerry Goldsmith; Darsteller: Anthony Hopkins, Ann-Margaret, Burgess Meredith, Ed Lauter, E. J. André, David Ogden Stiers, Jerry Houser, Lilian Randolph u. a.; Produktion: USA, 1978, 20th Century Fox, 106 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Ein junger Mann mit neurotischer Angst vor Versagen hat als Bauchredner mit sprechender Puppe Riesenerfolg. Die Puppe verselbständigt sich aber immer mehr als sein zweites Ich, Verkörperung seiner Verdrängungen, bis sie die Oberhand gewinnt und ihn zu Mord und Selbstmord treibt. Ein spannender Psychothriller, der die Persönlichkeitsspaltung des Hauptdarstellers recht subtil entwikkelt. →9/79

E★ Magic – Eine unheimliche Liebesgeschichte

Donnerstag, 10. Mai

16.05 Uhr, DRS I

Mir hei nume ds Beschte wöue

Hörspiel von Ernst Eggimann. Regie führt Charles Benoit, die Hauptrollen spielen Linda Geiser und Franz Matter. – Das Stück handelt von einer idealen Familie: Gut situiert, angesehen, ohne finanzielle Sorgen. Die Eltern haben alles für ihre Tochter getan. Sie haben gerne auf ihre Vergnügen verzichtet, damit ihre kleine Susi abends nicht allein sein musste. Später haben sie ihr volles Vertrauen geschenkt: Sie sollte lernen, selber zu entscheiden. All das lohnte sich denn auch, denn Susi hatte in der Schule nie Schwierigkeiten. Sie kam auch nie zu spät nach Hause. Sie hatte nie etwas gegen den sonntäglichen Familienausflug gesagt, und nie hatte sie den Wunsch geäussert, ohne die Eltern in die Ferien zu fahren. Wahrlich: Eine ideale Familie! (Zweitsendung: Dienstag, 15. Mai, 19.30 Uhr, DRS 1.)

18.15 Uhr, TV DRS

Märchen – noch aktuell?

Mit dieser Frage befasst sich die vierte Folge der Sendereihe «Buch – Partner des Kindes». Nach wie vor sind sich Wissenschaftler und Pädagogen nicht einig über die Wirkungen des Märchens, doch scheint es, als sollte nach einer Absage an das alte Erzählgut nun wieder das Für überwiegen. Denn immer häufiger machen die Fachleute geltend, dass Märchen, die ja Weisheit und Lebenserfahrungen der Völker vermitteln, gerade Kinder ansprechen, von ihnen verstanden und bejaht werden. Sowohl die Fernsehserie als auch das dazu erscheinende Begleitbuch «Buch – Partner des Kindes», beide anlässlich des von der Uno deklarierten «Jahres des Kindes» angeboten, zeigen alle Einwände und Befürwortungen in bezug auf Volksmärchen. Zudem haben Eltern in vielen Ortschaften Gelegenheit, diese Problematik in Begleitveranstaltungen zu diskutieren. (Zweitausstrahlung: Samstag, 12. Mai, 10.00 Uhr.)

22.35 Uhr, ZDF

Abhängig und unabhängig

Der Film von Wolfgang Grunwald (Mitte zwanzig) handelt von Gleichaltrigen, die er seit Jahren kennt. Von Benno, der sich «Barry» nennt, hochgradig heroinabhängig, ohne festen Wohnsitz ist, und Stefan, dem Sohn aus «gutem Hause», der von der Droge loskam. «Barry», ohne Elternhaus, ohne Schule und Beruf, verkommt im Kölner Heroinuntergrund; der Abiturient Stefan, Eltern, Freunde und Geld im Rücken, arbeitet und ist drogenfrei. Wie leben beide, wo liegt die Chance des einen, wo die Hoffnungslosigkeit des anderen? Grunwalds Erstlingsfilm kommt der Wahrheit vielleicht näher als die üblichen Schock-Reports. Wer selbst so tief im Elend gesteckt hat wie Wolfgang Grunwald, ist aus dem Stadium blossen Mitleids und dem Irrglauben heraus, ein bisschen gutes Herz, eine Handvoll Psychotricks und ein paar staatliche Mark genügten schon, dem Drogenproblem beizukommen.

Freitag, 11. Mai

14.05 Uhr, DRS II

Ich bin Alleinerzieher

«Ich bin Alleinerzieher» ist das Thema der ersten Sendung einer vierteiligen Sendereihe mit dem Titel «Eltern und Berater im Gespräch». In dieser ersten Folge sprechen zwei Frauen, die von ihren Männern getrennt leben, von den Schwierigkeiten der alleinerziehenden Mutter in der vaterlosen Familie. Der Leiter der ganzen Sendereihe, der Psychologe Dr. Willy Canziani, bringt diese Frauen ins Gespräch mit zwei Familienberatern: Von abzubauenden Schuldgefühlen ist die Rede, von der Schwierigkeit, neue Beziehungen einzugehen, aber auch vom Recht, ein Egoist sein zu dürfen. In allen vier Teilen der Sendereihe wird der Hörer mit Problemen konfrontiert, die auch seine eigenen sein könnten.

23.30 Uhr, ZDF

Night of the Hunter (Die Nacht des Jägers)

Spielfilm von Charles Laughton (USA 1955), mit Robert Mitchum, Shelley Winters, Lillian Gish. – Ein geistesgestörter amerikanischer Wanderprediger heiratet aus Geldgier die Frau eines Raubmörders und verfolgt deren Kinder, um aus ihnen das Geheimnis des gestohlenen Geldes zu erpressen. Dieser einzigen Regiearbeit des berühmten Schauspielers Charles Laughton blieb der Erfolg versagt. Laughton zitierte virtuos Stilmittel des Stummfilms, um Angst und Schrecken zu beschwören: steigende Nebelschwaden, flackerndes Licht, unheimliche Schatten, expressionistische Bauten – und auch die grosse Geste im Spiel der Darsteller.

Das Menschlein Matthias 79/124

Regie: Edmund Heuberger; Buch: Stefan Markus nach dem Roman von Paul Ilg; Dialogregie: Sigfrit Steiner; Kamera: Georges Stilly und Harry Ringger; Musik: Robert Blum; Darsteller: Leopold Biberti, Petra Marin, Robi Rapp, Hans Fehrmann, Walburga Gmür, Dita Oesch, Sigfrit Steiner u.a.; Produktion: Schweiz 1941, Gotthard Film, 84 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.

Der Schweizer Schriftsteller Paul Ilg erzählt in seinem 1914 erschienenen, stark autobiographischen Roman von der Jugend des unehelich geborenen Matthias, der aus der Qual ländlichen Verdingbubendaseins in die Stadt zu seiner Mutter flüchtet. Auch wenn die Verfilmung des Romans als Ausdruck der Hoffnung auf bessere Zeiten im Kriegsjahr 1941 eine Wendung ins Happy-End nimmt, werden gerade in der exakten Milieuschilderung die Realitäten nicht geleugnet. →9/79

J★

National Lampoon's Animal House (Ich glaub', mich tritt ein Pferd) 79/125

Regie: John Landis; Buch: Harold Ramis, Douglas Kenney, Chris Miller; Kamera: Charles Correll; Musik: Elmer Bernstein; Darsteller: John Belushi, Tim Matheson, John Vernon, Verna Bloom, Thomas Hulce, Cesare Danova u.a.; Produktion: USA 1977, Matty Simmons und Ivan Reitman, 109 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Die erste Filmarbeit der berühmten amerikanischen satirischen Zeitschrift «National Lampoon». Der Film schildert das turbulente Geschehen am Faber-College, irgendwo im Nordosten der Staaten, im Jahre 1962. Die Studenten der Verbindung Delta stellen mit ihrem Unfug auf witzig provozierende Art den gesamten College-Betrieb auf den Kopf, bis der ordnungsliebende Dekan das Treiben satt hat und die Delta-Brüder vom Campus jagt. Ein Film, der auf harmlos witzige Art hintergründige Anspielungen auf den amerikanischen Alltag mit vordergründiger Slapstick-Komik verbindet. →9/79

E

Ich glaub', mich tritt ein Pferd

Out of the Past (Goldenes Gift) 79/126

Regie: Jacques Tourneur; Buch: Geoffrey Homes (= Daniel Mainwaring) nach seinem Roman «Build My Gallows High»; Kamera: Nicholas Musuraca; Musik: Roy Webb, Constantin Bakaleinikoff; Darsteller: Robert Mitchum, Jane Greer, Kirk Douglas, Rhonda Fleming, Dickie Moore, Richard Webb, Steve Brodie u.a.; Produktion: USA 1947, RKO, 97 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.

Weil ihm sein letzter Auftrag als Privatdetektiv zu schmutzig endete, hat sich Jeff Bailey aufs Land zurückgezogen. Aber die Vergangenheit ist zu schwarz und zu mächtig, als dass er ihr einfach entfliehen könnte. Erneut wird er wider Willen in einen zunehmend düsteren Grossstadtdschungel von Verrat und Mord hineingezogen, aus dem es kein Entrinnen gibt. Allzu lange missachteter Klassiker des amerikanischen «film noir», in dem alle typischen Elemente des Genres eindringlich gestaltet sind. →10/79

E★

Goldenes Gift

Prova d'orchestra (Orchesterprobe) 79/127

Regie: Federico Fellini; Buch: F. Fellini, Brunello Rondi; Kamera: Giuseppe Rotunno; Musik: Nino Rota; Darsteller: Balduin Baas u.a.; Prod.: Italien/BRD 1978, Daimo/Albatros für RAI, 70 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Beobachtet von einem unsichtbar bleibenden Fernsehteam, kann sich ein Orchester bei der Probe in einem ehemaligen Kirchenraum nicht zu einem harmonischen, den Dirigenten befriedigenden Zusammenspiel finden. In der Pause proben die Musiker lärmend einen chaotischen Aufstand, unterordnen sich aber sofort wieder kleinmütig dem Dirigenten, als Gefahr von aussen droht. Federico Fellinis meisterhaft inszenierte Parabel kann zwar verschieden interpretiert werden, ist aber im Kern wohl die Metapher für eine Welt, die im selber geschaffenen Chaos unterzugehen droht und dabei nur allzu schnell bereit ist, sich – wieder einmal – einem Führer zu unterwerfen. →9/79

E★

Orchesterprobe

Samstag, 12. Mai

10.00 Uhr, DRS II (Stereo)

Tod auf Abruf

Ein Mann und eine Frau – Liebende für eine Nacht – verursachen einen Unfall. Dabei wird ein Polizist getötet. Das Paar entkommt unerkannt. Die Tat wird einem gleichentags geflüchteten Zuchthäusler angelastet. Er muss mit der Todesstrafe rechnen. In seinem Hörspiel beschreibt der Westschweizer Autor Robert Junod auf spannende und eindringliche Art eine polizeiliche Fahndungsaktion und zugleich die Auseinandersetzung um Schuld und Sühne, den Gewissenskonflikt, den die Beteiligten auszutragen haben. Mario Hindermann besorgte die deutsche Übersetzung und führte Regie. In den Hauptrollen: Renate Schroeter und Gerd Kübel. Die Musik stammt von Jürg Hager. (Zweitsendung: Freitag, 18. Mai, 20.05 Uhr, DRS 2.)

14.45 Uhr, ARD

Spite Marriage (Trotzheirat)

Spielfilm von Edward Sedgwick (USA 1929), mit Buster Keaton, Dorothy Sebastian, Edward Earle. – Buster Keatons letzte Stummfilmkomödie, in welcher er um die Gunst einer Schauspielerin wirbt, von ihr zuerst nicht beachtet, dann aus blosser Eifersucht auf ihren Partner geheiratet und ebenso schnell wieder verlassen wird. Die gewohnte Unverdrossenheit und tollkühne Akrobatik, mit der Keaton allen Widerwärtigkeiten und Schlägen des Schicksals begegnet, gewinnen ihm aber schliesslich doch das Herz seiner Schönen. Nicht ganz auf der Höhe der besten Werke des Komikers, aber noch immer vorzügliche Unterhaltung.

22.05 Uhr, ARD

Marnie

Spielfilm von Alfred Hitchcock (USA 1964), mit Tippi Hedren, Sean Connery, Diane Baker. – Die Geschichte einer Frau, die an der Verdrängung eines im Kindesalter erlebten Schocks leidet und dadurch zu kriminellem Tun getrieben wird. Hitchcock spielt in diesem Film mit den Mitteln des Kinos, um eine vermeintlich sichere «Wirklichkeit» immer fragwürdiger werden zu lassen und sie der Falschheit zu überführen: Kulissen geben sich als solche zu erkennen, die Farbdramaturgie ist bewusst künstlich, Rückprojektionen werden überdeutlich. Damit schafft der Regisseur stilistisch eine Atmosphäre, die der inneren Situation seiner Hauptfigur beziehungsvoll entspricht. Die Unterhaltung des Publikums mit «angewandtem» Wissen aus der Psychiatrie kennzeichnet allerdings eine fragwürdige Entwicklung im Schaffen des Spannungs-Meisters.

Sonntag, 13. Mai

08.30 Uhr, DRS II

Unchristlich, weil afrikanisch

In seinem Beitrag gibt Norbert Sommer Einblick in das Spannungsfeld afrikanischer Theologie. Die in Europa erfasste Theologie antwortet meist auf Fragen, die aus den gesellschaftlichen Verhältnissen Europas entstehen. Kirchenamtliche Ermahnungen und Erklärungen sind auf europäische Verhältnisse zugeschnitten, dies gilt besonders für Dokumente über Fragen von Ehe und Familie. Die Frage, ob das Christentum in Afrika überleben wird, hängt nach afrikanischen Theologen weitgehend davon ab, ob es den afrikanischen Kirchen gelingt, sich von einem allzuweitreichenden Einfluss und von allzuvielen fremden Traditionen, die ihr Leben in der Vergangenheit bestimmt haben, zu befreien.

16.10 Uhr, TV DRS

Watashi wa nisai (Ich bin zwei Jahre alt)

Spielfilm von Kon Ichikawa (Japan 1962), mit Hiroo Suzuki, Eiji Funakoshi, Fujiko Yamamoto. – Ichikawa schildert die Abenteuer und Erlebnisse eines zweijährigen Jungen und den Alltag einer japanischen Familie gleichsam mit den Augen dieses Kindes. Das ist auf angenehme Weise unterhaltsam und oftmals rührend; aber es ist noch mehr. Denn es gelingt Ichikawa durchaus ersichtlich zu machen, welche Bedeutung scheinbar nebensächliche Erlebnisse im Leben eines Kindes gewinnen können. Der Film wurde beim «10. Asiatischen Filmfestival» in Tokio 1963 mit den Preisen für die beste Regie, das beste Drehbuch und den besten Schnitt (Tatsuji Nakashizu) ausgezeichnet.

21.05 Uhr, ARD

Notorious (Berüchtigt)

Spielfilm von Alfred Hitchcock (USA 1946), mit Ingrid Bergman, Cary Grant, Claude Rains. – Die Tochter eines verräterischen Spions geht im Dienste der amerika-

La question 79/128

Regie: Laurent Heynemann; Buch: L. Heynemann und Claude Veillot nach der Erzählung von Henri Alleg; Kamera: Alain Levant; Musik: Antoine Duhamel; Darsteller: Jacques Denis, Nicole Garcia, Jean-Pierre Sentier, François Dyrek, Christian Rist u.a.; Produktion: Frankreich 1976/77, Z/Rush/Little Bear, 112 Min.; Verleih: vorübergehend bei Cinélibre.

1957 unternahm General Massu mit seinen Fallschirmjägern eine grossangelegte Unterdrückungsaktion gegen die in der Kasbah von Algier operierenden Gruppen der Nationalen Befreiungsfront Algeriens (FLN). Laurent Heynemann zeichnet in seinem Langspielfilm-Erstling ein zuweilen erschütterndes Bild vollzogener Folterungen durch Armee und Polizei, die Henri Alleg, Autor der Drehbuchvorlage, selber durchmachte. Da politische Hintergründe nur sehr spärlich eingebracht werden, verliert der Film zum Schluss allerdings einiges an Dichte und Militanz.

E★ →10/79

The Thief from Bagdad (Der Dieb von Bagdad) 79/129

Regie: Clive Donner; Buch: A. J. Carothers; Kamera: Denis Lewiston; Musik: John Cameron; Darsteller: Roddy McDowall, Kabir Bedi, Peter Ustinov, Terence Stamp, Marina Vlady, Pavla Ustinov u.a.; Produktion: Grossbritannien/Frankreich 1978, Palm Films / Victorine Studios, 102 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Ein heldenhafter Prinz (Kabir Bedir) – schön und tapfer, wie es zum Märchen gehört – muss Strapazen und Prüfungen durchstehen, um die Wahrheit zu finden und dadurch zu seiner geliebten Prinzessin zu kommen. Das Märchen aus Tausendundeiner Nacht verliert zwar durch die etwas plumpe Tricktechnik an Reiz, bietet aber – nicht zuletzt durch den Schalk des Diebes Hassan (Roddy McDowall) – anspruchslose Unterhaltung auch für Kinder ab etwa 9 Jahren.

J Der Dieb von Bagdad

Truck Stop (Das Rasthaus zur sex-ten Glückseligkeit) 79/130

Regie: Jean Marie Pallardy; Musik: Eddie Warner; Darsteller: Elizabeth Turner, Jean Marie Pallardy, Nikki Gentile u.a.; Produktion: Italien 1978, Consul International, 73 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Sex-Posse aus dem Fernfahrer-Milieu: Während sich ein Duo in der Wüste verirrt und in einer Oase voller williger Weiblichkeit landet, zeigt sich daheim die Freundin des einen dem Ansturm anderer Freier durchaus gewachsen. Die nackten Derbheiten dieses billigen Filmchens werden stellenweise durch einen Anflug von ein bisschen Witz gemildert.

E Das Rasthaus zur sex-ten Glückseligkeit

Up In Smoke (Viel Rauch um nichts) 79/131

Regie: Lou Alder; Buch: Tommy Chong und Cheech Marin; Kamera: Gene Polito; Darsteller: Cheech Marin, Tommy Chong, Tom Skerritt, Edie Adams, Strother Martin, Stacy Keach, Luisa Moritz, Zane Buzby u.a.; Produktion: USA 1978, Paramount, etwa 90 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Zwei reichlich ausgeflippte Typen – das Komikerpaar Tommy Chong und Cheech Marin – machen auf der Suche nach «Stoff» Los Angeles unsicher, bringen ahnungslos einen ganz aus Marihuana bestehenden Lastwagen aus Mexiko nach Kalifornien, ständig verfolgt von trottelhaften Polizisten des Rauschgiftdezernats. Nur mässig unterhaltsamer Blödelfilm, der sich trotz einiger hübscher Gags und etlichen Witzen der nicht ganz feinen Art nur mühsam über die Runden quält.

E Viel Rauch um nichts

nischen Gegenspionage mit einem deutschen Wissenschaftler eine Scheinehe ein, um das Geheimnis von Uranvorkommen zu erfahren. Bemerkenswert gestalteter und gut gespielter psychologischer Reisser, der Hitchcock seinerzeit – wegen der Uran-Spionagestory – eine monatelange Überwachung durch das FBI eingetragen hat.

23.00 Uhr, ARD

Dayereh mina (Teufelskreis)

Spielfilm von Dariush Mehrjui (Iran 1974), mit Ezatolah Entezami, Ali Nassirian, Said Kangrani. – «Teufelskreis» ist nach «Gav» (Die Kuh) und «Postschi» (Der Postbote) der dritte Film des in Amerika ausgebildeten persischen Regisseurs Dariush Mehrjui. Er erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der in einen Teufelskreis von Korruption und Ausbeutung gerät und dadurch selber schuldig wird. Die gleichnishaften Elemente der Erzählung sind eingebettet in eine realistisch-dokumentarische Darstellung menschlichen Elends, die für sich selber spricht. Im Iran wurde «Teufelskreis» denn auch sofort von der Zensur verboten, international konnte er ebenfalls erst Jahre nach seiner Entstehung verbreitet werden. Seine erschütternde Eindringlichkeit gewann ihm auf verschiedenen Festivals mehrfach Preise.

Dienstag, 15. Mai

22.45 Uhr, TV DRS

Der Boxer aus Kars

Ein Dokumentarfilm von Thomas Tanner, den er, wie verschiedene andere Schweizer, als Abschlussarbeit an der Deutschen Film- und Fernsehhochschule in Berlin geschaffen hat. Er gehört zu den Berufs- oder Lebensbildern, in die von den jungen, unabhängigen Filmern persönliches Engagement für soziale Fragen investiert worden ist. Tanner umreisst in seinem 50-Minuten-Bericht die Existenz und die Lebensvorstellung eines jungen Türken, der vor 13 Jahren nach West-Berlin gekommen ist. Er träumt davon, ein berühmter Boxer zu werden.

Mittwoch, 16. Mai

21.15 Uhr, TV DRS

Keiner kann etwas dafür

«Keiner kann etwas dafür», dass er ohne Arbeit oder ohne Lehrstelle ist. Uschi Reichs Fernsehfilm in der Reihe «Frauen hinter der Kamera» ist ein Film mit Jugendlichen für Jugendliche. Sie will aus ihrer Geschichte keine politische oder soziologische Abhandlung über Jugendarbeitslosigkeit machen, sondern «dem Jugendlichen zeigen, wie wichtig es vor allem ist, weiterzumachen, nicht aufzugeben, sich nicht fallen zu lassen. Und ich denke, dass mein Film keinen deprimierenden Grundton haben wird.»

Donnerstag, 17. Mai

20.25 Uhr, TV DRS

Ein einig Volk von Gruppen

In der Sendung «WIR... in Trachten und Uniformen» beobachten die Volkskundlerin Christine Burckhardt und der westschweizer Filmgestalter Ivan Dalain vor allem zwei Aspekte. An ganz verschiedenen Beispielen möchten sie zeigen, was das Trachten- und Uniformentragen als Erlebnis für den Träger bedeutet, wieweit sich der Uniformierte durch die besondere Kleidung verändert und anderseits, wie das Publikum, die nichtuniformierte Umgebung, den Gruppenkleidern und ihren Trägern begegnet. Ob und wieweit die Zeichenhaftigkeit von Trachten und Uniformen nach innen wirksam ist, d. h. bei den Gruppenmitgliedern Zustimmung und Unterstützung findet, und wieweit sie von aussen, von Unbeteiligten, verstanden und akzeptiert wird, ist der zweite Aspekt in diesem heiterbesinnlichen Filmbericht.

Freitag, 18. Mai

23.05 Uhr, ZDF

Au rendez-vous de la mort joyeuse
(Rendezvous zum fröhlichen Tod)

Spielfilm von Juan Buñuel (Frankreich/Italien 1972), mit Françoise Fabian, Jean-Marc Bory, Yasmine Dahm. – Die okkulten Erscheinungen in einem einsam gelegenen Landhaus nehmen dermassen überhand, dass alle Bewohner und Besucher mit Ausnahme eines 13jährigen Mädchens, von dem der Spuk auszugehen scheint, die Flucht ergreifen. Juan Buñuel verwendet surreale Einfälle und Themen seines berühmten Vaters als Requisiten eines unterhaltsamen, aber schlecht strukturierten und in der Symbolik nicht überzeugenden Films über schwarze Magie und parapsychologische Phänomene.

sie nur zu lesen bereit und gewillt ist. Nicht Hass kennzeichnet Ciminos Schilderung des südostasiatischen Volkes, sondern tiefste Bestürzung über die Wunden, die den Krieg – übrigens nicht nur jener, den die Amerikaner zu verantworten haben – geschlagen hat; Wunden, die sich auch in einer Entfremdung von allem äussern, was das Dasein lebenswert und sinnvoll macht. Angesichts der schrecklichen Kriegserlebnisse – zu denen nicht nur die grauenvollen Tötungsszenen gehören, sondern auch das menschliche Elend in dem durch die Profitgier der Kriegsgewinnler völlig heruntergekommenen Saigon zählt – stürzen all die grossen Worte vom fairen Krieg für die gerechte Sache, in deren Namen junge Amerikaner nach Südostasien geschickt wurden, als grosses Lügengebilde in sich zusammen.
Natürlich vermögen die pennsilvanischen Stahlarbeiter, die schliesslich nicht mehr für Amerika, sondern nur noch um das nackte Überleben kämpfen – und aus deren Sicht Cimino die Auswirkungen des Konfliktes weiterhin konsequent zeigt – die Schuldfrage nicht intelektuell zu verarbeiten. Die Erkenntnis bleibt bruchstückhaft und wird stark von den Emotionen her bewegt: Das Elend des Saigoner Freudenmädchens – eines unter tausenden –, das die GI's im selben Raum empfängt, in dem sich auch ihr weinendes Kleinkind im Laufgitter aufhält, sagt mehr über das aus, was die Amerikaner in diesem Land und unter diesen Menschen angerichtet haben, als irgend ein politisches Schuldbekenntnis. Und der schmierige Franzose Julien (Pierre Segui), der davon lebt, dass verzweifelte Vietnamesen im Kampf um die nackte Existenz als Wettobjekte russisches Roulette spielen, drückt über die moralische Verworfenheit westlicher Kriegsprofiteure sowohl für die Stahlarbeiter wie auch den auf Gefühle reagierenden Zuschauer mehr aus, als hundert idealistische (oder ideologische) Worte. In der exemplarischen Darstellung der Kriegswirren und der Kriegsnot am einzelnen Individuum ist «The Deer Hunter» weit mehr als ein Film zur Bewältigung eines nun als verfehlt eingestuften amerikanischen Engagements in Vietnam: Es ist ein Film über die Zerstörung des Menschen durch den Krieg schlechthin.
Man kann Cimino zweifellos manches vorwerfen: eine sich oftmals ins Kitschige steigernde Strapazierung des filmischen Symbolismus', eine allzu sehr auf die Filmdramaturgie ausgerichtete Vereinfachung zahlreicher angeschnittener Probleme und möglicherweise gar ein die Grenzen des Erträglichen überschreitender Umgang mit der Gewaltdarstellung. (Dabei geht es Cimino allerdings in keinem Augenblick um Heroisierung oder gar Verherrlichung, sondern um die glaubwürdige und damit abschreckende Wirkung erzeugende Inszenierung des nackten Wahnsinns einer jeden kriegerischen Auseinandersetzung). Das Bekenntnis des jetzt 37jährigen Regisseurs gegen den Krieg und damit ganz eindeutig auch gegen die amerikanische Intervention in Vietnam zu übersehen, erfordert eine (schon fast mutwillige) Fehlinterpretation seiner Anliegen, in deren Dienst er auch sein nicht geringes, von der guten Tradition des amerikanischen Films geprägtes dramaturgischen und formalen Könnens stellte.

Urs Jaeggi

Prova d'orchestra (Orchesterprobe)

Italien/BRD 1978. Regie: Federico Fellini (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/127)

Wegen finanzieller Schwierigkeiten, die bei Federico Fellinis Grossprojekten üblich geworden sind, mussten die für Oktober 1978 angekündigten Dreharbeiten zu seinem nächsten grossen Film «La città delle donne» verschoben werden. Fellini nutzte die Wartezeit, um für das staatliche italienische Fernsehen RAI, das bereits mit Fellinis «Clowns», mit Filmen von Francesco Rosi, Bertolucci, Elio Petri, den Brüdern Taviani («Padre padrone») und Ermann Olmi («L'albero degli zoccoli») internationale Kinoerfolge vorzuweisen hat, ein Mini-Opus zu inszenieren, «eine kleine Sache, die kaum was kostet» (500 Millionen Lire anstelle der 5 Milliarden von «Ca-

sanova»). In der Rekordzeit (für Fellini) von nur zwei Wochen drehte er im letzten Sommer in der Filmstadt Cinecittà in «seinem» Studio 5, mit seiner Equipe, seinen Freunden, seiner Köchin und in einer einzigen Dekoration, aber im kino-üblichen 35-mm-Format, den 70-Minuten-Film «Prova d'orchestra». Statt grosse Stars zu engagieren, begnügte sich Fellini mit einer bunt zusammengewürfelten Schar kauziger Kleindarsteller, die vereinzelt schon in seinen früheren Filmen in Nebenrollen aufgetreten waren und von denen kaum einer je ein Instrument in der Hand gehabt hatte. Im Gegensatz zum Filmgeschehen, einer disharmonischen, chaotischen Orchesterprobe, soll Fellini wie ein «milder Zirkusdirektor in einer von zärtlicher Harmonie geprägen Atmosphäre» (Spiegel 24/78) den «Orchestermusikern» jede Bewegung, jede Geste und das kleinste Detail selber vorgespielt haben. Ein fertiges Drehbuch lag nicht vor, lediglich die Situation der Orchesterprobe war gegeben, sodass viel Raum für Fellinis Improvisationskunst offen war.

★

Die Orchesterprobe findet in einem altehrwürdigen Oratorium, einem ehemaligen Kirchenraum, statt, in dem die Gebeine von Päpsten, Bischöfen und andern illustren Persönlichkeiten ruhen und der berühmt ist für die optimale Akustik ohne jeden Nachhall. Dies berichtet der greise Orchesterdiener und Notenwart einer (dem Zuschauer während des ganzen Films unsichtbar bleibenden) Fernsehequipe, die eine Reportage über die Arbeit des Orchesters macht. Während der Alte von der grossen Zeit dieses sakralen Raumes erzählt, stellt er die Notenständer auf und verteilt die Partituren. Und plötzlich macht der alte Herr einen übermütigen Bockssprung, weil er sich unbändig darauf freut, in einem Jahr in Pension zu gehen. Wenn das nicht echter Fellini ist...

Unterdessen treffen die Musiker einzeln und in kleinen Gruppen ein, stimmen die Instrumente, plaudern, jammern einander etwas vor oder packen ihr Pausenbrot aus. Einem Trompeter wurde ein Kaugummi ins Instrument plaziert, der als Blase herausquillt und platzt. «Ist '8½' ein psychoanalytischer Film?» wird gefragt. Wenn das Fernsehen aufnehme, bedeute das doch Extraarbeit für das Orchester: Wird die bezahlt oder nicht? Der Gewerkschaftsvertreter ist gegen eine Sonderbezahlung.

Während der ganzen Zeit bewegt sich die (unsichtbare) Fernsehkamera unter den Musikern, um Interviews zu machen. Einige wenden sich indigniert ab, die meisten aber lassen sich zu sehr persönlichen und intimen Statements animieren. In Kurz- und Kürzestszenen wird ein breites Spektrum menschlicher Eigenheiten, Überheblichkeiten, Verrücktheiten und Eifersüchteleien sichtbar gemacht. Jeder hat sein eigenes Geschichtchen, philosophiert, salbadert und verkündet die Einzigartigkeit seines Instruments. Die Flötistin schlägt einen Purzelbaum und erklärt alle Flötisten für verrückt. Der Posaunist ist stolz darauf, dass alle Engel der Renaissance Posaune spielten. Schlagzeuger und Bassist verwahren sich gegen die Herablassung der Geiger und Flötisten. Der Violoncellist hält Violen und Celli für die Basis jeden Orchesterspiels. Der erste Geiger betrachtet sich als Herz des Orchesters, worauf der Klarinettist kontert, dann sei die Klarinette wohl der Penis. Darauf macht der Violinist seiner Verachtung Luft: Die Klarinette sei aufdringlich und phallisch-männlich. Der Gewerkschaftsvertreter betrachtet es als seine Aufgabe, den Musikern die Würde zurückzugeben und ihr Berufsprestige zu erhöhen.

Dann tritt der Maestro (der Hamburger Schauspieler Balduin Baas) auf und versucht, aus diesem Wespennest von Individualisten voller Überheblichkeit, Sentimentalität, Gleichgültigkeit, Spott, Neid und Hass einen harmonisch klingenden Klangkörper zu machen. Er erklärt den Musikern, er versuche mit ihnen gemeinsam etwas aufzubauen, schränkt aber gleich ein, er habe eigentlich nie begriffen, wozu dies dienen solle. Dann beginnt er mit der Probe. Jene Musiker, die gerade nicht beschäftigt sind, tun ihr Desinteresse kund, indem sie sich miteinander unterhalten oder im Transistorradio ein Fussballspiel verfolgen. Das Orchester spielt schauerlich, und der Dirigent bekommt einen entsprechenden Wutanfall. Er probiert es mit einem

anderen Stück, einem Galopp. Aber das klappt noch weniger. Der Dirigent beschimpft und beleidigt die Musiker («Habt Ihr Angst oder zu niedrigen Blutdruck?»), stellt sie als Menschen und Künstler in Frage. Einige ziehen ihre Westen aus, das Musikstück wird geradezu hemdsärmlig heruntergesäbelt und exekutiert, und das ganze steigert sich zu einer lärmenden Kakophonie. Als der Klarinettist eine Passage wiederholen soll, weigert er sich: Er habe das schon zweimal gespielt, für ein drittes Mal sei er gewerkschaftlich nicht verpflichtet. Ein grosser Tumult bricht los, und weil ein Zusammenspiel nicht mehr möglich ist, einigt man sich rasch auf eine Pause. Von den Musikern unbemerkt, war vorher schon mehrmals ein dumpfes Grollen zu vernehmen, das die Wände des Kirchenraumes wie bei einem Erdbeben erzittern liess.

★

Einige Musiker erholen sich in der Bar und geben dem Fernsehen weiterhin freigebig ihre Meinung kund. Andere sind im Probenraum geblieben, eine Frau trinkt still vor sich hin. Die Tuba spielt verklärt «An die Sonne». Der Oboist erklärt stolz, dass sein Instrument das Gesetz des Orchesters mache, weil es für die Intonation verantwortlich sei. Diese Rolle wird ihm von einem Violinisten hasserfüllt streitig gemacht. Der Orchesterdiener trauert vergangenen Zeiten nach, als man noch nicht wagte, mit den Dirigenten (beispielsweise Toscanini) solche Witze zu machen. Da seien die Musiker sogar zufrieden gewesen, wenn sie Schläge auf die Finger bekommen hätten. Da habe noch Disziplin geherrscht. In seiner Garderobe hat sich der Dirigent geduscht, trinkt Sekt und verbreitet sich vor der Kamera über die hehre Aufgabe der Musik. Der Dirigent sei wie ein Priester, der eine Kirche voller Gläubiger brauche, die er auch zusammenhalte, wenn alle Atheisten würden. Heute gebe es aber nur noch Zweifel, Misstrauen und Hass wie in einer zerstörten Familie.
Erneut wird das Gebäude erschüttert, die Lichter gehen aus. Im Kerzenschein wird die Probe fortgesetzt. Aber jetzt proben die Musiker den Aufstand gegen den Dirigenten. Im Sprechchor skandieren sie: «Direttore, direttore, no ti vogliamo più!» Die Pianistin verschwindet mit einem Musiker unter dem Flügel und verzehrt während

der Kopulation ihr Vesperbrot. Die Wände werden mit Parolen beschmiert, Tomaten fliegen, man prügelt sich, und mitten im wilden Tumult gibt die Harfenistin ein Interview und erklärt: «Die Harfe ist mein Leben». Das totale Chaos bricht aus, der Dirigent wird durch ein Riesen-Metronom ersetzt, und im Chor erschallt die Parole: «Schluss mit einer Musik, die gegen uns ist!» Während das Orchester in einem barbarischen Chaos versinkt, bröckelt der Putz von der Decke, die Wände bekommen Risse, stürzen ein und begraben die Harfenistin. In der Bresche schwingt unheimlich-drohend und gewaltig wie ein Erdball die Betonkugel eines Räumbaggers. Und auf einmal scharen sich die Musiker eingeschüchtert und kleinmütig um den Dirigenten, dessen Autorität plötzlich anerkannt wird: «Jeder soll sich auf sein Instrument konzentrieren. Haltet Euch an die Noten, nichts als die Noten. Die Musik rettet uns. Jeder an seinen Platz: Das ergibt Harmonie!» Im staubigen Dunst geht die Probe weiter, und zum erstenmal erklingt die Musik einigermassen harmonisch. Die Musiker lassen sich vom Dirigenten, dessen Führerposition angesichts der Bedrohung von aussen nicht mehr angefochten wird, widerspruchslos beschimpfen und vorwerfen, sie hätten nichts gelernt. Und während die Leinwand dunkel wird, kippt das Gebrüll des Dirigenten über in ein Staccato-Deutsch goebbelscher Prägung.

★

Es ist erstaunlich, wie viel Federico Fellini aus diesem kurzen, mit sparsamen Mitteln gestalteten Film herausgeholt hat. Er zeichnet eine düstere Untergangsvision, die aber auf typisch fellinische Weise irrlichtert von skurrilem Humor und bissiger Ironie und bevölkert ist von eigenwilligen, karikierend gezeichneten Individuen. Hervorragende Arbeit hat der Kameramann Giuseppe Rotunno geleistet. Einen grossen Teil seiner Wirkung verdankt der Film aber auch dem kürzlich in Rom verstorbenen Komponisten Nino Rota, der Fellinis «Hauskomponist» war seit dessen Anfängen. Rotas hinreissende Musik, grotesk in Klangfarbe und Rhythmus, bestimmt in wesentlichem Masse Charakter und Atmosphäre des Films.
Fellinis jüngstes Werk ist eine verschieden deutbare Parabel. Man kann sie als Parodie nehmen auf den Kulturbetrieb von heute, insbesondere auf die krisenbedrohte italienische Filmproduktion. Noch naheliegender ist wohl eine politische Deutung: Fellini schildert ironisch das Verhalten einer Gesellschaft, deren Glieder unter sich uneins sind, zerrissen in Eigeninteressen. Wenn der Untergang droht, jeder um seine Arbeit, sein Einkommen und seine Existenz bangen muss, sind sie unfähig, ihr Geschick selber in die Hand zu nehmen. Da wird sofort nach dem starken Mann gerufen, dem man sich unterordnen kann und der für alle den Stall ausmistet, und aus den «demokratischen Trümmern» steigt wie Phoenix aus der Asche ein faschistischer Führer.
«Prova d'orchestra» ist ein Welttheater, eine Metapher auf eine künstlerische und/oder politische Gesellschaft (insbesondere Italiens), die im selber verschuldeten Chaos unterzugehen droht und in letzter Verzweiflung auf einen autoritären Führer hofft. Indem Fellini aber an Hitler erinnert, deutet er an, welch katastrophale Gefahr mit einer solchen Lösung verbunden ist. Franz Ulrich

Magic (Magic – Eine unheimliche Liebesgeschichte)

USA 1979. Regie: Richard Attenborough (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/123)

Nach «Oh! What a Lovely War» (1969), «Young Winston» (1972, ZOOM-FB 8/73) und «A Bridge Too Far» (1977, ZOOM-FB 21/77) fällt der neueste Film des eigentlich englischen Theater- und Filmschauspielers und -Regisseurs Richard Attenborough (1923) etwas aus dem Rahmen. Seine früheren Filme spielten alle in der Vergangenheit und handelten fast nur vom Krieg. Zudem war da ein Trend zum Schinken, vor allem «A Bridge Too Far» schien das zu belegen (Presseheft: «$ 25,000,000

for a two hour film. A record. Expensive. Extravagant.» ...). «Magic» nun ist ganz anders. Er spielt in der Gegenwart, gibt nicht vor, Zeitgeschichte zu bewältigen, sondern ist – obschon wieder vom «Bridge»-Produzenten J. E. Levine und in den USA produziert – eigentlich ganz intim, europäisch und war sicher auch recht billig. Man staunt.

Corky (Anthony Hopkins), Schüler des einstigen Meister-Zauberkünstlers Merlin jr. (E. J. André), versagt bei seinem ersten Soloauftritt – den er eben aus Angst vorm Versagen ohnehin jahrelang aufgeschoben hat –, weil er das Publikum zu wenig zu fesseln vermag. Ein Jahr später feiert Corky in demselben Lokal mit denselben Kartentricks Triumphe. Seine Masche: Er hat zusätzlich Bauchreden gelernt und lockert die Darbietung durch heitere Streitgespräche mit seiner sprechenden Puppe «Fats» auf, die darauf spezialisiert ist, das Publikum und Corky selbst mit Obszönitäten zu brüskieren. Corkys Erfolg ist so gross, dass sich die Fernsehgesellschaft NBC für ihn interessiert, wegen der grossen finanziellen Investition aber auf einer vorherigen ärztlichen Untersuchung Corkys besteht, die dieser partout verweigert. Statt dessen flieht er mit Fats aufs Land, an Orte der Kindheit, die in ihm viele Erinnerungen wachrufen. Dabei findet er die immer noch sehr hübsche Peggy Ann Snow (Ann-Margaret) wieder, seine ehemalige College-Liebe. Er war damals zu schüchtern, um sich zu erklären, sie heiratete deshalb Duke (Ed Lauter), der einst wie James Dean aussah, heute aber ein heruntergekommener, versoffener Vertreter ist. Corky und die unglückliche Peggy verlieben sich ineinander, gehen auch zusammen ins Bett. Dabei leistet Fats sehr gute Dienste, denn er sagt Dinge, die Corky nie über die Lippen bringen würde. Überhaupt wird Fats immer stärker, zeigt bald Eifersucht gegenüber Peggy und beginnt so sogar Corky lästig zu fallen. Eines abends erscheint plötzlich Ben Greene (Burgess Meredith), Corkys Manager. Er errät dessen wachsende Schizophrenie und will ihn in psychiatrische Behandlung bringen. Auf Fats' Anraten tötet ihn Corky jedoch, bevor er gehen kann. Dasselbe Schicksal erleidet später Duke, als er den Mord an Greene herausfindet. Doch als der rasend eifersüchtige und tyrannische Fats Corky befiehlt, auch noch Peggy umzubringen, gehorcht ihm dieser zum ersten Mal nicht.

«Magic» ist die Studie einer fortschreitenden Geistesspaltung, eines interessanten Einzelfalls, der als Aufhänger für einen spannenden Psychothriller dient, sonst aber auf nichts hinweist. (Dafür mussten Geistesstörungen schon oft herhalten, nicht zuletzt und mehr als einmal bei Hitchcock.) Corky leidet an Impotenzängsten, beispielsweise an der Angst, sich bei öffentlichem Erfolg plötzlich als unfähig, als zu klein zu erweisen. Fats hilft ihm in Situationen der Bewährung, bei drohendem Versagen. Bald spaltet er sich als Verkörperung von Corkys Verdrängungen von ihm ab, wird zur unentbehrlichen und immer mächtiger werdenden Ergänzung zu dessen Ego. Schon von Anfang an betitelt der wilde, obszöne, zynische Fats den schüchternen, sensiblen, braven Corky verächtlich mit «Schmucko», bald beginnt er ihn mit immer böser werdenden Forderungen zu terrorisieren. Spannend fand ich ihn schon, diesen Zweikampf Corky (Über-Ich)/Fats (Es), vergleichbar etwa den Paaren Dr. Jekyll und Mr. Hyde, oder Frankenstein und seinem Monster, freilich ohne deren moralisch-ethische Tiefe. Da Corky ein sehr sympathischer junger Mann ist, dient er bestens als Identifikationsfigur, sodass einem die Frage, wer nun genau – Corky oder Fats – wofür verantwortlich ist, manchmal recht an die Nieren geht.

Auch von der Inszenierung war ich angenehm überrascht. Sie ist über weite Strecken sehr zurückhaltend, sparsam, ruhig. Den Spannungsbogen hält sehr gekonnt schon die fast unmerklich wachsende Präsenz von Fats aufrecht, später der Suspense um die Entdeckung der Leiche Greenes – der ironische Schlussgag dabei wäre eines Hitchcock würdig gewesen. Dieser stete Sparflammen-Prickel wird nur ein paarmal, dafür umso wirkungsvoller, von grellen Horroreinlagen unterbrochen, die die Emotionen wieder mal so richtig hochpeitschen, was man von einem Horrorfilm ja schliesslich erwarten darf.

Das Drehbuch (von William Goldman, nach seinem gleichnamigen Roman) ist übri-

gens äusserst intelligent konstruiert. Da gibt es keine Unstimmigkeiten, und wie beispielsweise der bauchredende Corky elliptisch und indirekt – mit dem Besuch eines NBC-Journalisten – wieder eingeführt wird, hat mir sehr gefallen. Das Thema des schizophrenen Bauchredners, der die Herrschaft über sein zweites Ich, eben die Puppe verliert, ist übrigens nicht neu: Alberto Cavalcanti hat es 1946 meisterhaft gestaltet in einer Episode des klassischen englischen Gruselfilms «Dead of Night», dessen übrige Beiträge von Basil Dearden, Robert Hamer und Charles Crichton stammten.

Markus Sieber

Agatha (Das Geheimnis der Agatha Christie)

Grossbritannien 1978. Regie: Michael Apted (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/117)

Agatha Christies Leben darf man sich so normal und ereignislos vorstellen wie etwa dasjenige der Miss Marple, bevor diese der Gilde der berühmtesten Detektive der Welt beitrat. Aus gutem Hause stammend, heiratete sie jung Colonel Archibald Christie. Während des Krieges liess sie sich zur Krankenschwester ausbilden und fing zu dieser Zeit an, Kriminalromane zu schreiben. Sie schuf die Figur des kleinen belgischen Meisterdetektivs Hercule Poirot und kam zu weltweitem Ruhm. Nach ihrer Scheidung von Christie heiratete sie ein zweitesmal, wurde vom englischen Königshaus mit dem British-Empire-Orden geadelt und starb 1976 im hohen Alter von 85 Jahren.
In diesem wohlgeordneten, von Erfolg gekrönten Leben gab es nur einen dunklen Punkt, ein Geheimnis, das zu lösen den «kleinen grauen Zellen» des Hercule Poirot wohl angestanden hätte, das «Dame Agatha» jedoch mit ins Grab zu nehmen vorzog. Hier nun setzt der Film mit dem lakonischen Titel «Agatha» ein und versucht, in einer fiktiven Interpretation der wenigen vorhandenen Fakten die Ereignisse jener Zeit auf eine plausible Weise zu rekonstruieren. Was geschah in jenen Dezembertagen des Jahres 1926?
Kurz nach dem Erscheinen des «Roger Ackroyd» verschwand die damals 36jährige, bereits berühmte Autorin spurlos und blieb während elf Tagen unauffindbar. Gefunden wurden, wenige Kilometer von ihrem Landsitz entfernt, ihr Auto und einige persönliche Effekten. Die aufwendige Suchaktion in der einsamen Gegend blieb erfolglos, aber dank dem Wirbel, den das geheimnisvolle Verschwinden in der in- und ausländischen Presse verursachte, wurde sie schliesslich in einem Hotel des Kurortes Harrogate von einem Angestellten erkannt. Sie hatte sich als Theresa Neele aus Südafrika ausgegeben. Neele war der Name der Geliebten ihres Mannes (der Frau, die Archibald Christie nach seiner Scheidung von Agatha – zwei Jahre später – heiratete). Als offizielle Erklärung des mysteriösen Geschehens musste eine vorübergehende Amnäsie, ein Gedächtnisverlust, genügen. Den phantasievollsten und den unsinnigsten Gerüchten schob diese Erklärung natürlich keinen Riegel.
Kathleen Tynans Drehbuch gehört zu den phantasievollen Fiktionen, die sich um das Geschehen ranken. Die authentischen Fakten dienen ihr als Gerüst für eine frei erfundene, aber durchaus einleuchtende Interpretation. Eine Geschichte entstand, die in ihrem raffinierten Plot einerseits dem schriftstellerischen Denken der Agatha Christie sehr wesensverwandt ist, die andererseits aber durch die zärtliche Charakterisierung der Autorin und eine zaghafte Liebesgeschichte einen eigenständigen Reiz erhält.
Präsentiert wird eine extrem scheue, hilflose Schriftstellerin, die ihrem Mann, einem charakterlosen, arroganten Offiziers-Ekel, in hoffnungsloser Liebe verfallen ist. Seine Affäre mit der Sekretärin wirft die emotional wenig stabile Frau vollends aus dem Geleise. Mit einem ausgeklügelten Plan, dessen Raffinesse der Zuschauer erst ganz zu Ende des Films erkennt, versucht sie, der Misere ein Ende zu setzen. Das Unglück aufzuhalten, vermag im letzten Moment ein amerikanischer Starjournalist, der die

Verschwundene aufgespürt hat, sich aber so sehr in sie verliebt, dass er die Story, ein gefundenes Fressen für die Presse, nicht mehr veröffentlichen mag.
Vanessa Redgrave als Agatha Christie und Dustin Hoffman als der Amerikaner Wally Stanton alias, wie er sich ihr gegenüber ausgibt, Curtis Shatz Junior, bilden ein eigenartiges Paar, nicht nur der unterschiedlichen Grösse wegen: Sie überragt ihn um mindestens einen Kopf – eine Konstellation, die im Kino selten ist, hier aber keineswegs vertuscht, sondern als Hinweis auf die Unmöglichkeit einer Beziehung der beiden eher noch betont wird. Trotzdem wünscht man sich, entgegen «vernünftiger Einsicht», nichts sehnlicher, als dass die verletzliche, ihren Gefühlen hilflos ausgelieferte Agatha und der ihr in hartnäckiger Zuneigung zugetane Stanton, seinen Gefühlen ähnlich hilflos ausgeliefert, zueinander finden möchten. Nun, es bleibt bei einem Kuss – eine wunderschöne Liebesszene im Hotelkorridor – und der Genugtuung, dass Agatha, ihre Obsession allmählich meisternd und sich selbst findend, zu ihrem Mann nur zurückkehrt, um die Scheidung einzuleiten. Stanton wird sein Manuskript für sich behalten. Die vage Hoffnung, dass sie sich vielleicht doch einmal wiedersehen, bleibt offen.
Ein liebevoller, ironischer Unterton verhindert, dass falsche Sentimentalität aufkommt. In ausgezeichnet besetzten Nebenrollen lockern einige typisch englische Charakterzeichnungen die Melancholie der zum Scheitern verurteilten Beziehung auf. Die Dialoge sind witzig, unaufdringlich und eher spärlich. Im Mittelpunkt steht ganz das Bild. In langsamen, traumwandlerischen Szenenfolgen entwickelt sich die Geschichte. Die atmosphärische Dichte findet ihren Höhepunkt in den Kurortszenen (gefilmt wurden sie in Bath), welche mit viel Detailtreue, aber auch ironischer Distanz, eine vergangene englische Welt und (immer noch vergehende) Gesellschaftsklasse heraufbeschwören, wie sie Agatha Christie auch in ihren Romanen immer wieder geschildert hat. Gelten lassen müsste man den Vorwurf, dass manchmal etwas allzu nostalgisch in weichen, nebligen Bildern geschwelgt wird. Aber schliesslich ist der englische Nebel sprichwörtlich, und die Vorzüge dieses liebenswürdigen Films vermag er jedenfalls nicht zu verschleiern. Pia Horlacher

National Lampoon's Animal House (Ich glaub', mich tritt ein Pferd)

USA 1977. Regie: John Landis (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/125)

«National Lampoon» ist eine amerikanische satirische Monatszeitschrift, die 1970 von der Verlagsfirma «Twenty First Century Communications» und einigen Harvard-Absolventen gegründet wurde. Das Magazin gehört mit einer Auflage zwischen 700000 und einer Million zu den erfolgreichsten und beliebtesten Zeitschriften der USA. Auf bissig-kritische Weise nehmen die Lampoon-Journalisten und -Cartoonisten Themen des amerikanischen Alltags aufs Korn. Die Leute, die sich um das Komik-Blatt versammeln, sind in den letzten Jahren über die journalistische Arbeit hinaus weiter erfolgreich ins show-business eingestiegen, so etwa mit drei Theaterproduktionen am Off-Brodway, mit einer Rundfunksendung, die von 250 amerikanischen Stationen übertragen wird, und zahlreichen Schallplatten. Ihre Arbeit wurde mit unzähligen Preisen und Auszeichnungen dekoriert. Mit dem Film «Animal House» versuchen die Lampoonisten nun auch die Leinwand zu erobern. Die Mitarbeiter der Zeitschrift Harold Ramis, Douglas Kenney und Chris Miller schrieben das Drehbuch, und der Produzent Matty Simmons gehört zu den Lampoon Gründern.
Der Film spielt im Jahre 1962 an einer unbedeutenden Provinz-Universität, dem Faber-College, irgendwo im Nordosten der Staaten. Es ist die Zeit, in der die Universitäten noch nicht die Zentren der politischen Revolte, die Schmelztiegel der neuen Jugendbewegung waren. Was hier vorherrscht, ist die alte Auseinandersetzung zwischen den ordnungsliebenden, strebsamen Saubermännern, mit Vorliebe für Militäruniformen und gesellschaftlich normierte Umgangsformen – im Film die Studenten der Verbindung Omega – und den spassmachenden Bürgerschrecks, die derbe Scherze, Liebesabenteuer, Motoren und Alkohol lieben: im Film die Mitglieder der Verbindung Delta. Weitere Protagonisten dieser trubelhaften Komödie sind der senkrechte «law and order»-Dekan und der Haschisch rauchende Guru-Professor,

nicht zu vergessen die Tausende von durchschnittlichen Studenten und Bürgern der Kleinstadt, Vertreter eines mittelmässigen, kleinbürgerlichen Mists, auf dem die im Film geschilderten Ereignisse wie auch die später daraus folgenden, bedeutungsvolleren an der Universität Berkley etwa erst wachsen konnten. Damit ist eigentlich nicht nur der Rahmen des Films abgesteckt, sondern auch schon die Handlung erzählt. Der Film erschöpft sich in einer bunten Reihung von Situationsbildern, von den Raubzügen, den orgiastischen Festen und witzigen Attacken der Deltas und den hilflosen, steifen Reaktionen der Omega-Marionetten. Am Ende des Films kommt es, wie es kommen musste: Die Deltas fliegen dank ihrer lausigen Noten und ihrem chaotischen Benehmen aus den ehrwürdigen Hallen des Bildungstempels. An der grossen Heimkehrparade durch die Stadt – ein Ereignis mit bedeutungsvoller Tradition – erfreut sich der Dekan an der Seite des Bürgermeisters seines Sieges über die Unruhestifter – zu früh. Die Delta-Brüder holen zu ihrem letzten Schlag aus und verwandeln mit einem Feuerwerk von Störaktionen und Gags den festlichen Tag in einen kleinen Weltuntergang.
«Animal House» ist eine Mischung von hintergründigen Anspielungen auf den «american way of life», von alltäglichen Verhaltensweisen einer übersättigten Konsumgesellschaft bis zu den nationalen, hochheiligen Symbolen und einer vordergründigen Slapstick-Komödie. Die Autoren weichen bewusst den politisch kritischen Jahren der amerikanischen Universitätsgeschichte aus und verlegen die Handlung in die frühen sechziger Jahre: Damit werden die Anspielungen sehr allgemein und einer historisch politischen Konkretisierung entzogen. Der Film nimmt die Tradition eines gesellschaftskritischen Komödienschaffens auf, das versucht, mittels Situationskomik und einer Typen-Reihung generelle Mechanismen des privaten und öffentlichen Lebens blosszulegen. Die Handlung wird dabei sekundär. In diesem Ansatz liegen denn auch Chancen und Gefahren dieses Films. So könnte das Ganze auch nur eine Stunde dauern, ohne etwas zu verlieren, ausser einiger nichtssagender Wiederholungen. Ausserdem kommen einem etliche Gags allzu bekannt vor: Überraschungen fallen hier weg; was bleibt ist das überlegene Schmunzeln desjenigen, der weiss, wie's rauskommt. Ebenso mühsam wirken die Passagen, die an der Oberfläche, das heisst in der Situation, stecken bleiben, nicht über eine «Fliegende-Klassenzimmer-Stimmung» hinauskommen und damit die anvisierte Sozialkritik nicht vermitteln können. Nicht ganz unschuldig daran ist die Kameramannschaft, die sich in ihrer Arbeit damit begnügte, in gleichbleibender (fast gleichgültiger) Distanz den Klamauk zu erzählen, ohne mit den filmspezifisch technischen Möglichkeiten die Aussage mitzugestalten. Das Tempo des Films beispielsweise bestimmt der Delta-Clan mit seinem übersprudelnden Temperament.
«Animal House» ist eine stimmungsvolle Lachstory über die bunten sechziger Jahre, eine teils böse Milieustudie, die auch schon erste Schatten der nationalen Vietnam-Mentalität aufspürt. Die Lampoonisten können dem Kinobesucher, der nicht durch allzugrosse Erwartungen belastet ist, recht gute Unterhaltung bieten. Jörg Huber

---

INTERFILM tagt in New York

epd. Die 24. Generalversammlung des *Internationalen evangelischen Filmzentrums* (INTERFILM) wird am 25. und 26. Mai 1979 in New York stattfinden. Die Teilnehmer erhalten auf diese Weise die Möglichkeit, das sich unmittelbar anschliessende Amerikanische Film-Festival New York zu besuchen. INTERFILM wird mit einer internationalen Jury bei diesem Festival vertreten sein. Die nächste Studienkonferenz von INTERFILM wird an einem noch zu bestimmenden Datum an einem noch nicht endgültig festgelegten Ort der französischen Schweiz stattfinden. Sie wird voraussichtlich dem Thema «Der Christ und die Unterhaltung» gewidmet sein. Die letzte Studienkonferenz fand im vergangenen Jahr in Bern statt. Sie hatte das Thema «Die christliche Botschaft und der sozialkritische Film» zum Gegenstand.

Das Menschlein Matthias

Schweiz 1941. Regie: Edmund Heuberger (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/124)

Nach der Wiederentdeckung schweizerischer Filmklassiker durch das Kino, vermittelt nun das Fernsehen DRS aufschlussreiche Begegnungen mit der damaligen «Basis»: Arbeiten, die aus heutiger Sicht die menschlichen und künstlerischen Qualitäten von Hans Trommers «Romeo und Julia auf dem Dorfe» oder Max Hauflers «Farinet» zwar nicht erreichten, aber dennoch ernstzunehmende und inspirierte Bilder ihrer Zeit entwarfen oder sich um Echtheit des Milieus bemühten, um die Darstellung ungekünstelter, lebensnaher Athmosphäre. Bemerkenswert sind solche Wiederaufführungen in mehrfacher Hinsicht: Einigen werden sich alte Bilder der Erinnerung neu beleben, anderen erschliesst sich da eine Epoche helvetischen Filmschaffens immer sinnlicher. Dort werden jahrelang mit sich geführte Urteile erwahrt oder revidiert, hier lassen sich nicht nur zweiter Hand entnommene Eindrücke überprüfen, sondern auch neue Erkenntnisse gewinnen hinsichtlich Genres, Stil und Themen in Bezug auf gesellschaftliche und politische Zusammenhänge.
Gerade auch Edmund Heubergers Verfilmung von Paul Ilgs gleichnamigem Roman macht solche Beziehungen deutlich: «Das Menschlein Matthias» drückt in seiner optimistischen Filmfassung im Kriegsjahr 1941 die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aus, versucht aber in seiner exakten Milieuschilderung die Realitäten dennoch nicht zu leugnen. Formal ist der zum grossen Teil an den Originalschauplätzen in Rorschach, im Appenzellerland und in den st. gallischen Stickereifabriken gedrehte Film in seinen schicksalshaften Ansätzen vom französischen Stil des poetischen Realismus gleichermassen beeinflusst wie von den Erfahrungen, welche die aus der grossen Zeit des expressionistischen deutschen Vorkriegsfilms stammenden Emigranten miteinbrachten. Und wie so viele andere Werke aus jener Zeit beweist auch dieser Film, dass das heutige hohe Niveau, auf dem die schweizerischen Kameramänner arbeiten, nicht nur Glücksfall ist, sondern einer Tradition entstammt. Gerade die einleitenden Landschaftsaufnahmen und der optische Einbezug der Natur in das anfänglich dramatisch-explosive Filmgeschehen des «Menschlein Matthias» brauchen den Vergleich mit berühmteren Werken nicht zu scheuen.
Nicht unbedingt die gleichen Qualitäten scheinen indessen die übrigen von Heuberger in der Schweiz gedrehten Filme aufzuweisen. Umstritten soll vor allem das bereits 1940 gedrehte Abtreibungs-Drama «Dilemma» gewesen sein. Eher heimatverbundeneren Themen wandte sich der 1962 verstorbene Regisseur dann nach dem Erfolg des «Menschlein Matthias» zu: Noch im gleichen Jahre folgten «Der letzte Postillon vom St. Gotthard», ein Kassenmagnet mit Adolf Manz und Rudolf Bernhard, sowie «Extrazug» mit Rudolf Bernhard und Fredy Scheim. Mit dem volkstümlichen Komiker Scheim drehte Heuberger, der laut den Erinnerungen von Hans Trommer in Deutschland noch mit Harry Piel gearbeitet hatte, seine beiden nächsten Filme: «De Chegelkönig» (1942) und «Postlagernd 212» (1943/44). Später soll Heuberger nach Spanien emigriert sein. Künstlerischer Höhepunkt seines Schweizer Schaffens scheint somit ganz klar die Ilg-Adaptation gewesen zu sein.
Der Film erzählt von der Jugend des unehelichen Matthias, der zunächst bei der Schwester seiner Mutter im konfliktgeladenen Wirtshaus auf dem «Gupf», einem Hügel im Appenzellerland, aufwächst, wo die Bäuerin den Kindern die Jugend zur Hölle macht. Schliesslich gelingt es dem Knaben, dieser Qual zu entrinnen: Er flüchtet in die Stadt und steht unerwartet vor der Mutter, die in einer Stickereifabrik arbeitet. Sie beschliesst, den Buben bei sich zu behalten und in die Fabrik mitzunehmen,

wo sie die zudringlichen Blicke und das Tuscheln über ihr uneheliches Kind standhaft erträgt und sich in einem fortschreitenden Emanzipationsprozess weigert, die Werbung eines anderen Mannes anzunehmen, nur um wieder «versorgt» zu sein. Matthias dagegen lernt in der Fabrik einen Dessinateur kennen, zu dem er bald Vertrauen fasst und in dem er schliesslich seinen Vater erkennt. Leopold Biberti spielt diesen charmanten Junggesellentyp in amüsant-schnoddriger Unsentimentalität. Während in Paul Ilgs 1914 erschienenem Roman, in dem der Dichter die Tristesse seiner eigenen Jugend schilderte, der Vater beim Rettungsversuch an seinem ins Wasser gefallenen Jungen ertrinkt, hat ihm im Film der Drehbuchautor Stefan Markus den Rettungsgürtel des Happy-End zugeworfen.
Aus zeitlichem Abstand zum Herstellungsjahr dieses Filmes wird man wohl bedauern, dass Sigfrit Steiner, dem die Dialogregie oblag, dieser Aufgabe kaum die gleiche Sorgfalt widmete, wie seiner Darstellung eines Arbeiters, der erfolglos um Matthias' Mutter wirbt. Wie dieser Mann in seiner Ungelenkheit langsam resigniert und schliesslich, da seine Werbung nicht angenommen wird, die Stadt verlässt, ist von

---

Goldene Rose von Montreux

srg. Vom 5. bis 12. Mai findet der 19. Fernsehwettbewerb um die «Goldene Rose von Montreux» statt, am 13. Mai die Jubiläumsveranstaltung «25 Jahre Eurovision» mit einem Rückblick auf die ersten Europäischen Fernsehwochen, die am 6. Juni 1954 mit einer Übertragung des Narzissenfestes in Montreux nach acht europäischen Ländern eröffnet wurden. Während Narzissen den Beginn des internationalen Fernseh-Programmaustausches Eurovision markierten, werden seit 1961 alljährlich die besten Fernseh-Unterhaltungssendungen mit den begehrten Rosen von Montreux ausgezeichnet.

jenem schönen verhaltenen Ausdruck, der manchen anderen allzu übersteigerten Volkstheater-Szenen leider fehlt. Immerhin beweist auch dieses Werk – als ob das überhaupt noch zu beweisen wäre – dass es dem Schweizer Film zu keiner Zeit an Begabungen gefehlt hat: weit eher an den Möglichkeiten, diese Talente zur künstlerisch wertvollen Darstellung zu bringen.
«Das Menschlein Matthias» wird vom Fernsehen DRS am Sonntag, 6. Mai, 20.15 Uhr, ausgestrahlt.

Rolf Niederer

TV/RADIO-KRITISCH

Mehr Mut bei Nebengeräuschen

Zu «Gott – Wer ist das?» – ein Magazin zur Frage nach dem christlichen Glauben (Radio DRS I, 14. April, 19.30–21.30 Uhr)

Laut Radio DRS I soll ein Theologe einmal folgendes Gleichnis formuliert haben: «Aber ist denn alles wahr, was in der Bibel steht? An allen Strassen sieht man Plakate der Grammophongesellschaft ‹His Master's Voice›, das heisst auf deutsch: ‹Seines Meisters Stimme›. Also will die Grammophongesellschaft sagen: Kauf eine Platte, und Du hörst des Meisters, Carusos, Stimme. Ist das wahr? Aber sicher! Wirklich seine Stimme? Jawohl! Und doch ... ja eben. Der Grammophon macht halt noch sein eigenes Geräusch, und das ist nicht ‹des Meisters Stimme›, das ist Gekratz von Hartgummi. Aber schimpf nicht über den Hartgummi; nur durch die Hartgummi-Grammophonplatten kannst Du ‹Des Meisters Stimme› hören. So ist's auch mit der Bibel: Es hat Nebengeräusche dabei, eben, weil Gott durch Menschen und sein Wort spricht».

Fragen

Dass ein zweistündiges Magazin mit dem anspruchsvollen Obertitel «Gott – wer ist das?» über ein «Beschimpfen von Hartgummi» nicht weit hinauskommen würde, war voraussehbar. Weniger vorherzusehen war, wie vorsichtig und unscharf die beteiligten prominenten Theologen – gerade auch hinsichtlich der Bibel – ihren Standpunkt vertreten würden.

- Kann *Walter Hollenweger* (Birmingham) erklären, warum (und mit welcher Motivation) ein – extremer – Marxist sich bereitfinden sollte, seinen Marxismus «liturgisch gesagt, auf den Abendmahlstisch zu legen»?
- Kann *Klauspeter Blaser* (Lausanne) erklären, inwiefern die «Menschlichkeit» der Bibel (ihr Ge-brauch/Miss-brauch/und Ver-brauch) unser ständiges Bemühen um ihr Verständnis und ihre aktuelle Bedeutung notwendigerweise nach sich zieht?
- Kann *Kurt Marti* (der sich noch am deutlichsten ausdrückte) erklären, wo ein Gott, der nicht allmächtige Rechtfertigung für herrschende Zustände, sondern «Liebe» sei, sich in dieser Liebe manifestiert?

Um bezüglich solcher und anderer Sätze mit Apellcharakter hart beim Plattenspieler-Beispiel zu bleiben: Das Kratzen hört'ich wohl, allein, Caruso fehlt mir nach wie vor.

Formal ansprechend

Nach einer Hörsequenz, die (von Walter Hollenweger aufgrund historischer und biblischer Dokumente zusammengestellt) das Bild einer der ersten christlichen Urgemeinden in Korinth – ihrer Art zu diskutieren und Paulusbriefe zu kommentieren – vermittelte, nahm der Autor kurz selber zu aufgegriffenen Fragen Stellung. Es folgte